

Zeitschrift: Die schweizerische Baukunst
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 2 (1910)
Heft: 12

Artikel: Aus Goethes "Schriften zur Kunst" III
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-660169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Baukunst

Zeitschrift für Architektur, Baugewerbe, Bildende Kunst und Kunsthandwerk
mit der Monatsbeilage „Beton- und Eisen-Konstruktionen“

Offizielles Organ des Bundes Schweizerischer Architekten (B. S. A.)

Die Schweizerische Baukunst
erscheint alle vierzehn Tage.
Abonnementspreis: Jährlich
15 Fr., im Ausland 20 Fr.

Herausgegeben und verlegt
von der Wagner'schen Verlagsanstalt in Bern.
Redaktion: Dr. phil. E. H. Baer, Architekt, B. S. A., Zürich V.
Administration u. Annoncenverwaltung: Bern, Äußeres Bollwerk 35.

Insertionspreis: Die einspal-
tige Nonpareillezeile oder des
ren Raum 40 Cts. Größere
Inserate nach Spezialtarif.

Der Nachdruck der Artikel und Abbildungen ist nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Aus Goethes „Schriften zur Kunst“ III. (vergl. S. 79 und 107.)

Von deutscher Baukunst.

Einen großen Reiz muß die Bauart haben, welche die Italiener und Spanier schon von alten Zeiten her, wir aber erst in der neuesten Zeit, die deutsche (tedesca, germanica) genannt haben. Mehrere Jahrhunderte ward sie zu kleineren und zu ungeheueren Gebäuden angewendet, der größte Teil von Europa nahm sie auf; Tausende von Künstlern, Abertausende von Handwerkern übten sie; den christlichen Kultus förderte sie höchlich und wirkte mächtig auf Geist und Sinn: sie muß also etwas Großes, gründlich Gefühletes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten, Verhältnisse verbergen und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderstehlich ist.

Merkwürdig war uns daher das Zeugnis eines Franzosen, eines Mannes, dessen eigene Bauweise der gerühmten sich entgegensetzte, dessen Zeit von derselben äußerst ungünstig urteilt, und dennoch spricht er folgendermaßen:

„Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunstschönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maß beobachtet sei; unser Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Ist hieran Mangel, so mag man noch so viel äußere Zierat anwenden, Schönheit und Gefälligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht ersetzt; ja man kann sagen, daß ihre Häßlichkeit nur verhafter und unerträglicher wird, wenn man die äußeren Zieraten durch Reichthum der Arbeit oder der Materie steigert.

Um diese Behauptung noch weiter zu heben sag' ich, daß die Schönheit, welche aus Maß und Proportion entspringt, keineswegs kostbarer Materien und zierlicher Arbeit bedarf, um Bewunderung zu erlangen;

sie glänzt vielmehr und macht sich fühlbar, hervor-
blickend aus dem Wüste und der Verworfenheit des
Stoffes und der Behandlung. So beschauen wir mit
Vergnügen einige Massen jener gotischen Gebäude,
deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des
Ganzen zu den Theilen und der Theile untereinander
entsprungen erscheint und bemerklich ist, ungeachtet
der häßlichen Zieraten, womit sie verdeckt sind und
zum Trutz derselben. Was uns aber am meisten
überzeugen muß, ist, daß, wenn man diese Massen
mit Genauigkeit untersucht, man im Ganzen dieselben
Proportionen findet wie an Gebäuden, welche nach
Regeln der guten Baukunst erbaut, uns beim Anblick
so viel Vergnügen gewähren.“

François Blondel (1705—1776, Architekt und Architektur-
schriftsteller.) Cours d'Architecture, Cinquième partie, Liv. V,
Chap. XVI, XVII.

Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer
Jahre, wo der Straßburger Münster so große Wir-
kung auf uns ausübte, daß wir ungerufen unser Ent-
zücken auszusprechen nicht unterlassen konnten. Eben
das, was der französische Baumeister nach gepflogener
Messung und Untersuchung gesteht und behauptet, ist
uns unbewußt begegnet.

(Aus „Kunst und Altertum“, IV 2, 1823.)

Aus dem Nachlaß.

„Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertiget, ist
nicht immer imstande von eigenen oder fremden Werken
Rechenschaft zu geben.“

„Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als
erstarrten Musik und mußte dagegen manches
Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen
schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen,
als wenn wir die Architektur eine verstummte
Tonkunst nennen.



Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schidlichstn Ort niedersezt und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbeibewegten, sich kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straßen anfügen! An wohl-schützenden Mauern wirds auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien, der Geist kann nicht sinken, die Tätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand; ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses teilhaftig. Man gewöhne sich in St. Peter auf und ab zu gehen, und man wird ein Analogon desjenigen empfinden, was wir auszusprechen gewagt.

Dagegen in einer schlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Wesen die Häuser zusammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüste eines düstern

Zustandes; dem fremden Eintretenden jedoch ist es zu Mute, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schellentrommeln hörte und sich bereiten mußte, Barentänzen und Affensprüngen beizuwohnen."

* * *

"Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorbringen, gelingt selbst den Besten nicht immer."

* * *

"Die Technik im Bündnis mit dem Abgeschmackten ist die fürchterlichste Feindin der Kunst."

* * *

"Das sogenannte Aus-sich-schöpfen macht gewöhnlich falsche Originale und Manieristen."

* * *

"Werke der Kunst werden zerstört, sobald der Kunstsinne verschwindet."

* * *

"Was die letzte Hand tun kann, muß die erste Hand schon entschieden aussprechen. Hier muß schon bestimmt sein, was getan werden soll."

Ländliche Bauten.

Wer auf dem Lande baut, sollte sich noch mehr als anderswo der Wichtigkeit seiner unter Umständen ungemein kulturfördernden Tätigkeit bewußt sein und mit vermehrter Sorgfalt darnach trachten, nur bestes und schönstes zu schaffen. Statt dessen waren bis vor kurzem im ländlichen Bauwesen rein praktische Erwägungen oder das Bestreben, Modeströmungen und städtische Art meist völlig unverstanden nachzuahmen, maßgebend; sie veranlaßten jene Bau-Karikaturen, die auch bei uns fast kein Dorf verschont haben. Und doch wäre es nur nötig, die Augen offen zu halten, das, was noch heute praktisch brauchbar und zugleich schön an alten ländlichen Bauten erhalten ist, zu studieren und mit den Errungenschaften der Neuzeit in harmonische Verbindung zu bringen, schlicht, wahr und echt zu sein in allen Einzelheiten wie im Gesamtaufbau, und die gleichen Wirkungen, die uns an alten Bauwerken entzücken, würden auch modernste Bauten auszuüben vermögen. Erst wenn Bauherr und Baumeister den Wert der einfachsten, bodenwüchsigen Baumittel, sowie die Notwendigkeit der Anpassung an Landschaft, Klima und Gewohnheiten der Bevölkerung wieder erkennen und empfinden, daß z. B. ein blumengeschmücktes Fensterbrett eine größere Zierde für das ländliche Haus ist, als ein aus Gips geformtes, angeklebtes Architekturstück, oder daß kostspielige Sandsteingewände dort unnötig und zwecklos sind, wo hölzerne

Stollengerüste, in die Leibungsnischen geschützt zurückgestellt, eine weit billigere und solidere Befestigung sowie Dichtung der Fenster und Türen gewähren, erst dann wird jene geschmackvolle Einfachheit wieder gewonnen werden, die früher auch den einfachsten Rußbauten eigen war.

Es ist ungemein erfreulich zu konstatieren, daß in einzelnen Teilen unseres Landes das Verständnis für solch praktische und geschmackvolle ländliche Bauart mehr und mehr zunimmt. So sind auch die ländlichen Bauten der Architekten (B. S. A.) Büeler & Gilg in Amriswil, die wir auf den S. 163—167 dieses Heftes im Bilde vorführen, mit Geschick und sicherem Verständnis für die Bedürfnisse der Bewohner errichtet und der ländlichen Umgebung, trotz aller neuzeitlichen Eigenart, doch vorzüglich angepaßt.

In Amriswil, einer behäbigen Ortschaft des Kantons Thurgau, galt es, durch den Neubau der Konditorei „zur Biene“ und durch die Erweiterung des Gasthauses und der Meggerei „zum Ochsen“, die zu beiden Seiten des Pfarrgartens erstellt werden mußten, einen gemüthlichen Dorfwinkel zu schaffen, in dem die baulichen Neuschöpfungen mit dem im Hintergrund stehenden charakteristischen alten Pfarrhause harmonisch zusammenstimmen sollten. Das ist denn auch den Architekten ganz trefflich gelungen, wie das Bild auf S. 166 zeigt.

Die Konditorei „zur Biene“, ein zweigeschoßiger,

Schieferdach mit Schlackenisolation. Eine geräumige offene Vorhalle an der Ostseite und eine gen Westen schauende Laube im Obergeschoß beleben die Seitenfassaden.

Man betritt das Haus von Osten und gelangt zunächst durch einen Vorplatz in die Halle, in der eine eingebaute Treppe zum Obergeschoß emporführt. Um diesen Haupt-

kammer, eine Rauchkammer und ein Estrichraum. Die Waschküche mit einem besondern Ausgang in den Garten, ein Glättezimmer, drei Keller und ein Holzschopf konnten im Untergeschoß untergebracht werden.

Die Baukosten betrugen einschließlich von 950 Fr. Unkosten für die Umgebungsarbeiten insgesamt 25 500 Fr.



Restaurant Robbi auf der Oberalpina bei St. Moritz. — Giebel- und Querschnitt. — Maßstab 1 : 200

raum des Hauses gruppieren sich die in natürlichem Urvenholz getäfelte Wohnstube, das Nebenzimmer in gebeiztem Lannenhholz, die Küche mit Speisekammer und das Closet. Der große Kachelofen der Stube, in den eine Bratofeneinrichtung eingebaut ist, wird von der Küche aus bedient, die außerdem noch durch ein Schiebetürchen mit der Stube in Verbindung steht. (Vergl. S. 80—82.)

Im Obergeschoß sind drei Schlafzimmer, ein Closet und ein Baderaum angeordnet, im Dachstock gen Süden ein größeres Schlafzimmer, gen Norden eine Mädde-

Davon entfallen auf die Erd- und Maurerarbeiten 10 850 Fr., auf die Zimmer- und Schreinerarbeiten 8600 Fr., auf die Dachdecker- und Spenglerarbeiten 1900 Fr., auf die Installationen (Closets, Bad, Wascherd, Kochherd, Defen, Wasserleitungen) 2400 Fr. und auf die Malerarbeiten 800 Fr.

Dies grün umkleidete, mit geringen Mitteln praktisch aufgebaute Häuschen erscheint in seiner sympathischen Bescheidenheit so recht als der Typus für das von so vielen erstrebte gemütliche Einfamilienhaus.

Aus Goethes „Schriften zur Kunst“ I.

Material der bildenden Kunst.

„Rein Kunstwerk ist unbedingt, wenn es auch der größte und geübteste Künstler verfertigt: er mag sich noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, so kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann also nur in einem gewissen Sinne und unter einer gewissen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künstler in seiner Art immer der trefflichste sein, dessen Erfindungs- und Einbildungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieses ist einer der großen Vorzüge der alten Kunst; und wie Menschen nur dann klug und glücklich genannt werden können, wenn sie in der Beschränkung ihrer Natur und Umstände mit der möglichsten Freiheit leben: so verdienen auch jene Künstler unsere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollten als die Materie ihnen erlaubte, und doch eben dadurch so viel machten, daß wir mit einer angestrengten und ausgebildeten Geisteskraft ihr Verdienst kaum zu erkennen vermögen.“

Stil.

„Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung, sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen charakteristischen Formen nebeneinander zu stellen und nachzuahmen weiß, dann wird der Stil der höchste Grad, wohin sie gelangen kann; der Grad wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.“

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruhet, die Manier*) eine Erscheinung mit einem leichten, fähigen Gemüt ergreift, so ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.“

Beiträge zu Wielands Teutschem Merkur (1788—1789).

*) Manier hier verstanden als persönliche Ausdrucksweise eines Künstlers ohne Geringschätzung.

vor uns. Und zweifellos wird auf dem Weltmarke diejenige Industrie den Sieg erringen, welche diese Aesthetisierung zuerst und am ausgiebigsten und am vielseitigsten durchführt. Um Qualitätsindustrie, kurz gesagt, handelt es sich dabei, ob nun Stahl oder Porzellan oder Buchdruck in Frage kommt. Dieser Gesichtspunkt ist ja in jüngster Zeit oft genug erläutert worden. Was man dabei aber vergißt, ist dies, daß das Gelingen dieser Arbeitsaufgabe auch davon abhängt, daß die Industrie wieder enger mit dem Handwerk sich verketten, daß das Handwerk wieder gestärkt wird, daß das Handwerk gesundet, daß die handwerkliche Industrie sich ausbreitet. Denn aus dem Handwerk zieht die Industrie ihre Nahrung. Davon, daß der Industriearbeiter wieder Hand-

werker wird, hängt zu einem nicht geringen Teil das Gelingen jener Aufgabe ab. Mit Lohnsklaven kann man keine Qualitätsarbeit machen.

Schließlich muß auf der einen Seite die Bewertung der produktiven, neue Werte schaffenden Arbeit der Industrie gegenüber der distributiven, gegebene Werte umsetzenden Arbeit des Handels wieder eine gesündere und angemessenere werden. Und endlich müssen alle neuen Anfänge eines Volkslebens gesammelt und zu den Resten alten Volkstums hinzugetan werden, wenn wir nicht nur Industrie, irgendwie, international, ausgeblasst, sondern eine farbenstarke nationale Industrie, deren Eigenart im Volksleben ruht, bekommen wollen. Dann kann das Kunstgewerbe sterben.

Aus Goethes „Schriften zur Kunst“ II.

(Aus „Kunst und Altertum“ 1817—1827.)

„Wenn die Künste aus einem einfachen Naturzustand oder aus einer barbarischen Verderbnis nach und nach sich erheben, so bemerkt man, daß sie stufenweise einen gewissen Einklang zu erhalten bemüht sind; deswegen denn auch die Produkte solcher Uebergangszeiten, im ganzen betrachtet, obwohl unvollkommen, uns doch eine gewisse Zustimmung abgewinnen.

Ganz unerläßlich aber ist die Einheit auf dem Gipfel der Kunst; denn wenn der Baumeister zu dem Gefühl gelangt, daß seine Werke sich in edlen, einfachen, faßlichen Formen bewähren sollen, so wird er sich nach Bildhauern umsehen, die gleichmäßig arbeiten. In solchen Verein wird der Maler sich anschließen und durch sie wird Steinhauer, Erzgießer, Schnitzwerker, Tischler, Töpfer, Schlosser und wer nicht alles geleitet ein Gebäude fördern helfen, das zuletzt Sticker und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden gesellig bemüht sind.

Die neue Kapelle in der Göschener Alp (Kt. Uri).

Von Göschenen gegen Westen zieht sich das Göschental und schließt mit der Felszinne der Dammasstöcke ab, welche aus dem Dammagletscher herausragen. In diesem Tal liegt 2½ bis 3 Stunden von Göschenen entfernt, 1800 m über Meer zwischen Felsen und Gletscher eingebettet die Göschener Alp, durchfurcht von der schäumenden Göschener Reuß, die am nahen Gletscher entspringt. Die Alp zählt rund 100 Seelen und ist das ganze Jahr über bewohnt. Im Sommer belebt ein ziemlicher Touristenverkehr nach den Klubhütten und nahen Gipfeln den sonst einsamen Talgrund; ein Hotel beherbergt die Reisenden.

Es gibt Zeiten, wo eine solche Epoche aus sich selbst erblüht, allein nicht immer ist es rätlich, die Endwirkung dem Zufall zu überlassen, besonders in Tagen, wo die Zerstreuung groß ist, die Wünsche mannigfach, der Geschmack vielseitig.“

(Aus einer Besprechung von „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ III. 3. 1821.)

* * *

„Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahn' ich aber ein Verdienst daran, so such' ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen: an den Dingen werd' ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.“

* * *

„Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unausprechlichen: darum scheint es eine Torheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zugute kommt.“

Kirchlich ist die Göschener Alp eine Filiale von Göschenen; eine hübsche, aber baulich schlechte und zu kleine Kapelle diente bisher notdürftig den kirchlichen Bedürfnissen der Bewohner. Ein neuer Kapellenbau wurde im Sommer 1908 und 1909 vollendet. Da vor Ende Mai mit den Bauarbeiten nicht begonnen werden kann und alle Bautätigkeit bereits im Oktober wegen klimatischer Schwierigkeiten wieder eingestellt werden muß, war man genötigt, die Erstellung des kleinen Baues auf zwei Sommer zu verteilen.

An Baumaterialien waren Granitsteine, die an den nahen Felswänden gebrochen wurden, und Sand in der nahen Reuß vorhanden; alles übrige Baumaterial einschließlich des Bauholzes mußte mühsam zur Alp transportiert werden.